

Ephoralbericht 2019

Herr Vorsitzender, liebe Schwestern und Brüder,

diesen letzten Ephoralbericht, den ich Ihnen als Superintendent des Kirchenkreises Laatzen-Springe erstatte, soll vor zwei Missverständnissen bewahrt sein: er ist weder eine Leistungsbilanz der vergangenen 18 Jahre und 9 Monate, noch ist er eine Agenda für die künftige Arbeit dieses Kirchenkreises. Im besten Sinne ist er eine Standortbestimmung mit einigen Seiten-, Rück- und Ausblicken.

Was es zu bilanzieren gab, hat der Kirchenkreisvorstand in einem erweiterten Kreis zusammengetragen und ausgewertet. Diese Auswertung zeigt eindeutig, dass wir im Kirchenkreis die Arbeit *gemeinsam* gestaltet haben. Da waren die Aufgaben nicht ständig an eine bestimmte Person gebunden, vielmehr gab und gibt es an meiner Seite und um mich herum viele, die ihre Ideen einbringen, die Projekte steuern, die beharrlich nachfragen und drängen, damit gute Absichten nicht nur Absichten bleiben. Und vor allem gab und gibt es viele, die kontinuierlich ohne Aufhebens in den Kirchengemeinden und Einrichtungen für andere da sind und für unseren christlichen Glauben öffentlich eintreten.

Wir waren uns wohl nicht immer einig über den zu beschreitenden Weg in unserem Kirchenkreis, und nicht alles, was wir uns vorgenommen hatten, ist gelungen. Der Kirchenkreis ist durch eine lebendige Diskussionskultur geprägt. Aber – und dafür bin ich sehr dankbar – es ist nie zum offenen Streit oder gar Zerwürfnis gekommen. Das ist, wie man leider von Zeit zu Zeit liest, in manchen Kirchenkreisen anders. Vielmehr habe ich viel Rückenwind und Unterstützung erfahren, gerade auch bei Projekten, die zunächst Skepsis auslösten.

Also: der Kirchenkreisvorstand hat durch die Auswertung eine breite Kenntnis über die Entwicklungen der letzten Jahre, der Wissenstransfer ist gewährleistet, so dass eine künftige Superintendentin oder ein künftiger Superintendent auf ein kompetentes Leitungsgremium treffen wird.

Daraus folgt: was *künftig* zu tun ist, habe *nicht ich* zu beschreiben. Ich werde mich

hüten, dass ich Sie – erst recht nicht ungefragt – mit mehr oder weniger qualifizierten, schon gar nicht mit gut gemeinten Ratschlägen molestiere.

Ende der Vorrede – zur angekündigten, angesichts der Zeit gewiss unvollständigen Standortbestimmung:

„Es ist nicht besonders erfreulich, in unserer Zeit über Volkskirche nachzudenken. Das Bemühen um glaubhafte Predigt, einladende Gottesdienste, Gemeinsamkeit in der Gemeinde und das Nachwachsen des Glaubens scheint mühsam, und eine Erweckung ist auch nicht gerade ausgebrochen... Wir haben Angst um den ‚Bestand‘, und die Zukunft nicht nur der Kirche kommt einem eher grau vor.“

Sie ahnen richtig, diese Sätze stammen nicht von mir. Ich fand sie dieser Tage beim Aufräumen in einem Ablagekasten mit Erinnerungsstücken aus meiner ersten Gemeinde. Der damalige Landessuperintendent Hartmut Badenhop, zu der Zeit gerade frisch im Amt, schreibt sie in einem Brief an die Pastorinnen und Pastoren, als ihm in einer Vorstellungsrunde im Pfarrkonvent viel Verzagtheit und Selbstmitleid begegnet. Fast auf den Tag genau ist das 37 Jahre her. Ich weiß nicht mehr, was ich damals ein Jahr nach meiner Ordination gedacht habe. Aber offensichtlich war mir dieser Brief es wert, aufbewahrt zu werden. Jetzt nehme ich ihn wieder zur Hand und lese:

- mühsam: die glaubhafte Predigt
- mühsam: einladende Gottesdienste
- mühsam: die Gemeinsamkeit in der Gemeinde

- mühsam: das Nachwachsen des Glaubens
- mühsam: das Warten auf eine Erweckung
- mühsam: die Angst um den Bestand der Kirche
- mühsam: der Blick in die Zukunft nicht nur der Kirche.

Nun, was mühsam ist, muss ja nicht notwendigerweise niederdrücken. Jede, besonders jede erfüllende Arbeit, entbehrt nicht der Mühe. Erstaunlich sind die sieben Themen, die angesprochen werden von der Predigt bis zum Blick in die Zukunft. Ich frage mich: Was hat sich in den vergangenen 37 Jahren verändert?

Zunächst einmal äußerlich: die Corvinus-Kirche Hannover-Stöcken, in der ich damals ordiniert wurde, ist vor einigen Jahren entwidmet worden; sie sollte schon längst abgerissen werden. Aber auch dieses ist geschehen: Wir haben neue Strukturen in der Landeskirche – sechs statt acht Kirchensprengel, weniger Kirchenkreise, weniger Gebäude; mit einem schmerzlichen Schnitt nach den synodalen Beratungen vor 15 Jahren haben wir uns von kirchlichen Einrichtungen getrennt, wir haben die Doppik, Grundstandards und Konzepte und nun sogar eine neue Kirchenverfassung.

Ich weiß nicht, ob erkennbar ist, was davon die Arbeit in den Kirchengemeinden voran gebracht hat. Allerdings, und das sollten alle dankbar anerkennen, haben wir in unserer Landeskirche eine solide Finanzwirtschaft. Die Kürzungen, die in den Vorgängerkirchenkreisen Springe und Laatzen-Pattensen in den 1990ern und in diesem Kirchenkreis dann 2003 beschlossen waren, sind im letzten Schritt erst 2017 umgesetzt worden! In den vergangenen vier Jahren haben wir ohne Kürzungen der Zuweisungen durch die Landeskirche trotz der zurück gehenden Gemeindegliederzahlen ruhig arbeiten können. Und wir haben, was die Arbeit auf der Ebene des Kirchenkreises leichter als zuvor nachvollziehbar macht, einen Haushaltsplan, der den Ressourcenverbrauch klar dokumentiert, und auf Grundlage viel gescholtenen Grundstandards Konzepte, in denen wir uns

über die Ziele unserer Arbeit gemeinsam verständigt haben und Rechenschaft ablegen können.

Das ist viel mehr als nichts. Vor 37 Jahren wurde angesichts der Herausforderungen, denen sich die Kirche stellen müsse, die Landeskirche mit einem großen Tanker verglichen, der nicht wie eine schnittige Jacht schnell umgesteuert werden kann. Das stimmt. Veränderungen brauchen ihre Zeit, auch wenn ich in den Jahren manchmal den Eindruck hatte, wir nutzen diese Erkenntnis als Entschuldigung dafür, dass wir uns angesichts der Zukunftsaufgaben eher am Veränderungstempo und Veränderungswillen der Automobilindustrie orientieren...

Ich habe in den vergangenen Monaten viel darüber nachgedacht, wie ich in den über 40 Jahren meines Dienstes seit Theologiestudium und Vikariat Veränderungen in der Kirche wahrgenommen und erlebt habe. Ich kann das auf unterschiedliche Weise darstellen: zum Beispiel ironisch und sarkastisch, wenn ich erzähle, dass durch mein Wirken an den Orten viele meiner Stationen heute nicht mehr existieren: begonnen bei der Kirchlichen Hochschule in Bethel, über das Predigerseminar in Imbshausen, die schon zitierte Corvinuskirche in Stöcken bis zum Kirchenkreisamt in Ronnenberg, das in der Nacht zu meinem Dienstantritt als Superintendent abgebrannt ist, und wegen des – notabene – „Brandes“ Akten unwiederbringlich vernichtet wurden.

Diese äußeren Veränderungen haben auch mich verändert: Sympathien für theologisch aufgeladene Kirchenbilder wichen nüchternen Einschätzungen, nostalgische Anwandlungen konnten der Frage nach der Zukunftsfähigkeit meines Handelns nicht standhalten, und die Wertschätzung für geleistete Arbeit schließt nicht aus, dass ein großer Brand alles zerstört, aber dadurch Raum für einen Neuanfang geschaffen wird.

Vor allem aber wuchs immer mehr die Einsicht, dass alles notwendige Planen und Konzipieren, alles konzentrierte Projektieren und aufgabenorientierte Managen zwar häufig die Köpfe, aber nicht immer die Herzen der

Menschen in den Kirchengemeinden erreicht. Es geht eben nicht allein darum, was wir sichtbar gestalten, sondern ob wir ernsthaft damit rechnen, dass die Veränderungen vom Geist Gottes durch uns hindurch geschehen.

Zwar dürfen wir die Kirche, schon gar nicht diesen schönen Kirchenkreis „zwischen Hochhäusern und Rüben“ mit dem Reich Gottes verwechseln. Aber wenn wir über zukunftsorientierte Veränderungen nachdenken, können wir diese Worte Jesu (Lk. 17,20f.) nicht vergessen:

Als er aber von den Pharisäern gefragt wurde: Wann kommt das Reich Gottes? antwortete er ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man's beobachten kann; man wird auch nicht sagen: Siehe, hier ist es! Oder: Da ist es! Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch.

Liebe Schwestern und Brüder, nicht wir machen erst die Kirche, sie ist durch Christus in die Welt gekommen, unvollkommen und schwach. Und zwar nicht als machtvolle Institution, sondern als eine Gemeinschaft, die von der Hoffnung und der Liebe erfüllt ist, mit der wir dem Reich des Friedens und der Gerechtigkeit entgegen gehen.

Fromme Worte gewiss; ich gehe sparsam damit um, weil ich sie als erstes **auf mich** wirken lasse. Sie stellen mir nämlich eine Frage: bist du Manager oder Sauerteig, bist du Controller oder Salz der Erde? Veränderungen wirken manchmal – um ein Modewort zu gebrauchen – nachhaltiger, wenn sie im Stillen wachsen können, als wenn sie mit einem Projektplan durchgesetzt werden. Aber dazu braucht es Menschen, die nicht verzagt oder voller verzweifelter Aggression auf die Lage der Kirche blicken, sondern voller Hoffnung und Vertrauen. Daraus wächst die Kraft, sichtbar die Gestalt der Kirche in unserer Zeit zu verändern.

Ich nehme noch einmal einige der eingangszitierten Stichworte aus Badenhops Brief auf:

- Die glaubhafte Predigt

Dieses Stichwort an erster Stelle genannt, ist schon ein kleiner Stachel. Ich erinnere mich, wie es nach meiner Hilfspredigerzeit in Stöcken zu meinen Aufgaben als Pastor in Göttingen auf dem Leineberg gehörte, auch im benachbarten Landeskrankenhaus zu predigen. Da war ich vor nichts sicher, schon gar nicht vor Fragen und Zwischenrufen. „Das glaubst du doch selber nicht“, wurde mir einmal während der Predigt von einem Patienten zugerufen. Ich war konsterniert, das hatte gegessen, sodass ich es bis heute nicht aus meinen Kopf bekomme.

Seither gehe ich offener mit meinen Fragen und auch Zweifeln um. Ob das glaubhaft ist, oder gar Glauben weckend? Ich weiß es nicht. Aber ich möchte nicht dahin kommen, wie mir ein Ruheständler auf meine Frage, was er am Ruhestand am meisten schätze, antwortete: ich kann jetzt freier über meinen Glauben und meine Zweifel reden, weil ich nicht mehr das sage, was von mir als Pastor erwartet wird.

Was ist eine glaubhafte Predigt? Ich höre nun häufig die Predigten anderer: ästhetisch ausgefeilt, wie ich es nie könnte, theologisch reflektiert, wozu mir manchmal die Zeit fehlt, mit einem seelsorgerischen Erfahrungsschatz, der mir als Superintendent so nicht mehr zur Verfügung steht. Eine jede und ein jeder hört eine Predigt gewiss anders. Ich kann nur sagen, was ich unter einer glaubhaften Predigt verstehe: eine Predigt, die offen ist für Fragen: Fragen, die die Predigthörerinnen stellen mag, und für Fragen des Predigers, die er nicht verschweigt.

Zu den großen Momenten während meines Dienstes gehörten Gespräche, die wir im Konvent während unserer Tagungen im Kloster Königsmünster in Meschede führten. In großer Offenheit haben wir dort unsere Fragen auf den Tisch gelegt, wozu im Alltag des pfarramtlichen Dienstes häufig Zeit und Raum fehlen. Gönnen Sie auch künftig den Pastorinnen und Pastoren, den Diakoninnen und Diakonen, den Lektorinnen und Lektoren, den Prädikantinnen und Prädikanten diese Zeit. Gönnen wir uns alle diese Zeit und diese Freiheit.

- Einladende Gottesdienste

Dieser Punkt schließt nahtlos an. Ich weiß nicht wie einladend die Gottesdienste in Pattensen zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren, als der aufklärerische Superintendent von Bialloblotzki die Gemeinde belehrte. Der Gottesdienst war Pflicht. Ich weiß auch nicht, wie einladend die Gottesdienste in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts waren, als die Calenberger Gemeindeglieder auf den Gottesdienstbesuch in großer Freiheit verzichteten und sich dort durch die große Zahl der Geflüchteten und Vertriebenen vertreten ließen, weil diese darin noch einen Teil ihrer Heimat erkannten und Geborgenheit erfuhren.

Die Frage, wie einladend Gottesdienste sind, begleitet uns als ständige Herausforderung. Längst wissen wir: die Regel „one fits all“, also: ein Gottesdienst passt für alle, gilt seit Jahrzehnten nicht. Die jüngste Studie der EKD zum Sonntagsgottesdienst bestätigt das noch einmal.

Wer sagt eigentlich, dass der Gottesdienst am Sonntagvormittag das Maß aller Dinge ist? Das einzig tragende Argument, das ich kenne, ist: er ist der Ort, wohin alle verlässlich eingeladen sind. Das heißt aber nicht, dass sich alle eingeladen fühlen. Daran ändert auch die Back-to-Church-Bewegung nichts, die den Sonntagsgottesdienst erneuern will. Und die kesse Frage: „Wie muss der Gottesdienst aussehen, in den du deinen besten Freund einlädst?“, wird das gottesdienstliche Leben noch weiter ausdifferenzieren.

Das ist in der Tat mühsam, kostet viel Zeit und Arbeit. Aber wenn wir wissen wollen, wie Gottesdienste einladend sein können, dann müssen wir hinhören. Interessiert hinhören, und nicht gleich wissen und darüber belehren, was theologisch oder liturgisch richtig ist.

Ich sage das bewusst auch mit Blick auf die teils skurrilen Wünsche zur Gestaltung von Traugottesdienste. Vertrauen schaffe ich nur, wenn ich erfrage und erspüre, was Menschen suchen und welche Symbole zu ihnen sprechen und dabei erkenne, dass die

Symbole anders zu ihnen sprechen als zu mir. Ich will das am Beispiel eines vertrauten Streitpunktes verdeutlichen, der so genannten Brautübergabe: Wenn ich die Brautübergabe vom Brautvater an den Bräutigam als anti-emanzipatorisches Symbol, das es historisch zweifellos ist, sehe, kann ich übersehen, dass es für die Brautleute – möglicherweise Jahre nach ihrem Auszug aus dem Elternhaus – ein sichtbares Zeichen für die Trennung von den Eltern ist. Wer heranwachsende Kinder aus dem Elternhaus hat ziehen lassen, weiß, welche Verunsicherung das auch bei den Eltern auslöst.

Einladend sind Gottesdienste sicherlich, wenn erkennbar ist, dass zuvor ernsthaft und mit Liebe dem nachgespürt wurde, was Menschen im Gottesdienst suchen, und wie Symbole zu ihnen sprechen. Darin liegt die besondere Chance der so genannten Kasualgottesdienste, Taufe, Trauung, Beerdigung, Einschulung usw., deren Gestaltung dadurch nicht einfacher, sondern um vieles aufwändiger wird. Aber am Beispiel der Taufe: ist es nicht erfreulicher, wenn die Tauffamilie nach dem für sie gestalteten Gottesdienst sagt: wir sind persönlich wahrgenommen worden, als wenn die Taufe aus mehr oder weniger guten theologischen Gründen in einen Gemeindegottesdienst integriert wird, in dem nur der typische Sonntagvormittagsbesuch mitfeiert?

- Gemeinsamkeit in der Gemeinde

Man könnte sagen: dieses Thema hat sich beinahe erledigt, weil die Gemeindegarbeit weniger als vor 15 / 20 Jahren durch traditionelle Gemeindegkreise bestimmt ist. Natürlich bleiben Fragen: Wo laufen die Fäden in der Gemeinde zusammen? Wird überhaupt geleitet, und wie werden die Interessen der verschiedenen Gruppen moderiert – mindestens bei einer gemeinsamen Jahresplanung?

Heute erkennen wir, dass das Thema „Gemeinsamkeit in der Gemeinde“ nicht auf die Binnenperspektive begrenzt werden darf, sondern auf das Gemeinwesen, in dem kirchliche Arbeit geschieht, bezogen sein

muss: Hat die Kirche in einem Gemeinwesen eine integrierende Kraft?

Diese Frage wird nicht zuletzt deshalb dringlich, weil sich das soziale Miteinander in den Dörfern und Städten gehörig gewandelt hat. Nicht nur Männergesangsvereine lösen sich auf, sondern auch Ortsvereine des DRK oder des SoVD und Fördervereine für Grundschulen finden keine Vorstandsmitglieder mehr. Die Infrastruktur in den Dörfern schwindet mit dem Verlust der örtlichen Arbeitsplätze; zurück bleiben tagsüber in den Ortschaften die immobilen Gruppen.

Diese Perspektive auf das Gemeinwesen wird eine immer größere Rolle spielen. In etlichen Gemeinden unseres Kirchenkreises ist mit viel Phantasie und Engagement Großartiges entstanden. Teils haben wir auch mit unseren Workshops zum demographischen Wandel daran mitgewirkt. Hier geraten mir zunächst die kleinen Orte in den Blick: Altenhagen I mit dem Dorfkulturerbe, dem Dorfladen und der dadurch geschaffenen Versorgungs- und Kommunikationsstruktur. Oder Hüpede mit dem Einkaufsfahrdienst, bei dem mit älteren Einwohnerinnen nach Pattensen nicht nur zum Einkaufen, sondern auch zum Kaffeetrinken gefahren wird. Oder Harkenbleck mit dem Angebot des gemeinsamen Mittagessens. Das alles aus eigener Kraft, und deshalb nenne ich es als erstes.

Daneben haben wir die Ladenprojekte, die auch personell ausgestattet wurden durch Mittel des Kirchenkreises und eingeworbene Mittel: Nachbarschaftshilfe, Formen der Selbstorganisation – kurz Kirche an nichtkirchlichen Orten. Diakonin Janette Zimmermann hat vor anderthalb Jahren das Projekt „Glaube durch Partizipation“ dem KKT vorgestellt, das Menschen zusammen führt, sodass sie mit diesen über Fragen der Alltagsgestaltung und des Glaubens ins Gespräch kommt.

Neu hinzu kommen das Projekt „Jugendarbeit an anderen Orten“ in der Region Hemmingen, eine Kooperation zwischen Kirche und Stadt, und das schulkooperative Projekt an der Ernst-Reuter-Schule in Pattensen, wofür im

Sommer die Zuschussbewilligungen eingegangen sind.

Vor etlichen Jahren habe ich in einem Ephoralbericht gesagt: „Maßstab für unser Arbeit sind nicht die Menschen, die wir erreichen, sondern die wir nicht erreichen.“ Das ist eine steile These; denn uns sind die Menschen, die wir erreichen sehr lieb, und nicht wenige engagieren sich ehrenamtlich. Nötig ist aber der Blick über den Tellerrand. Der Weg unserer gemeinwesenorientierten Projekte führt auf das Ziel, mit Menschen das Gemeinwesen zu gestalten, die wir als Kirche sonst nicht erreichen, und über Lebens- und Glaubensfragen ins Gespräch zu kommen. Dafür stehen der Nachbarschaftsladen „Doppelpunkt“ und der diakonische Umsonstladen für Baby-Erstausrüstungen.

- Das Nachwachsen des Glaubens

Ja, das ist wirklich ein heikles Thema. Aber wir wissen: wir können den Glauben nicht machen. Wir können nur davon erzählen. Wie der Apostel Petrus sagt: Seid jederzeit bereit, Rechenschaft abzulegen über die Hoffnung, die in euch ist.

Die deutlich zurückgehenden Zahlen der Konfirmandinnen und Konfirmanden müssen uns beunruhigen. Denn davon ist nicht nur der künftige „Bestand“ an Gemeindegliedern betroffen, sondern das Kulturwissen, die Kenntnis der Bibel, der Umgang mit diesen Texten der Weltliteratur, die uns helfen, Grundfragen des Lebens – Schuld und Vergebung – Gerechtigkeit und Frieden – Grund und Gefährdung der Freiheit – Tod und Trauer – zu beantworten.

Wenn uns diese Texte wichtig sind, müssen wir unsere Energie darauf lenken, dass junge Menschen sie kennen und bedenken lernen. Wie gut, dass in fast allen Regionen unseres Kirchenkreises jugendliche Teamer und Teamerinnen die Konfirmandenzeit und teils auch den Unterricht mit gestalten. Das ist von unschätzbarem Wert, zumal die Jugendlichen trotz der Anforderungen von Schule und Ausbildung den Jüngeren Zeit und Aufmerk-

samkeit widmen. Aber diese Mühen lohnen sind. Dafür sind wir, dafür sind sicherlich die Kirchenvorstände dankbar und lassen das auch erkennen.

- Das Warten auf eine Erweckung und die Angst um den Bestand der Kirche

Ich komme zum Ende. So wenig Glauben herstellbar ist, so wenig können wir eine Erweckung machen. Ja, wir werden weniger. Daran ändern auch hundert Kirchenmitgliedschaftsumfragen, Milieustudien und Analysen nichts. Bei allem Faible für soziologische Fragen, wofür auch ich sehr empfänglich bin: sie helfen nicht, wenn nicht Menschen erkennen lassen, weshalb ihnen die Kirche wichtig ist. Und das äußert sich nicht allein darin, wenn sie aktiv in der Gemeinde mitarbeiten, was gewiss allen Dank wert ist. Häufig äußert sich das Interesse auch darin, dass Menschen die Kirche und ihre Mitarbeiter mit Kritik begleiten. Wer Kritik an der Kirche ausspricht, lässt erkennen, dass ihm, dass ihr die Kirche nicht egal ist. Diese Menschen erwarten etwas von uns, da können wir uns nicht indigniert zurückziehen, auch wenn manche Äußerung schmerzhaft ist. Wir wissen doch selber um die Grenzen, die Fehler und das Fehlverhalten in der kirchlichen Arbeit. Das bedeutet aber nicht – und das möchte ich betonen – dass kirchliche Mitarbeiter, ob haupt- oder ehrenamtlich, sich im Schimpfen über kirchliche Missstände gegenseitig übertreffen sollen. Kritik ist notwendig. Aber das eigene Engagement an dem Ort, an dem ich stehe, mag das deutlichere Zeichen sein, um erkennen zu lassen, warum mir die Kirche und was mir an der Kirche wichtig ist.

Wenn ich noch einmal auf den Brief schaue, den Landessuperintendent Badenhop vor 37 Jahren geschrieben hat, dann stelle ich nicht nur fest, dass die mühsamen Herausforderungen keine aktuellen, sondern andauernde Aufgaben darstellen. Ich stelle auch fest, dass sich in den vier Jahrzehnten die Kirche auf eine gute Weise weiterentwickelt hat.

Dass dieses auch für die fast zwei Jahrzehnte gilt, in denen ich ein Teil dieses Kirchenkreises war, erfreut mich. Dafür danke ich Ihnen, dafür danke ich allen Weggefährtinnen und Weggefährten.

Nun ist es nicht ausgeschlossen, dass die eine oder den anderen angesichts der offenen Zukunft nicht nur der Kirche Verzweiflung oder Mutlosigkeit überkommt. Dann mögen Sie die Worte aus dem Psalm 84 lesen, die nach der alten Lutherübersetzung lauten:

Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln, die durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen. (Psalm 84,6f.)

So wünsche ich dem Kirchenkreis in allen Mühen und trotz mancher Resignation auch weiterhin viele fleißige Brunnenbauer und Orte, an denen sie auf lebendiges Wasser stoßen.

Vielen Dank.

Detlef Brandes
Superintendent